Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 3

Artikel: Rotkreuz-Diplomatie
Autor: Bohny, Mary
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065934

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rotkreuz-Diplomatie

Von Frau Mary Bohny

Die Gattin des verstorbenen Chefarztes des Roten Kreuzes erzählt weitere Erinnerungen aus ihrer grossen Lebensarbeit. Diesmal aus der Nachkriegszeit
Illustration von Erik Bohny

Die deutsche Revolution

Mit dem Waffenstillstand im Jahre 1918 hörte die Arbeit des Roten Kreuzes nicht auf, wie man glauben könnte. Noch fand kein wirklicher Verkehr von einem Lande zum andern statt, und die Züge des Schweizerischen Roten Kreuzes wurden deshalb weiter in Anspruch genommen. So handelte es sich z. B. darum, kranke französische Gefangene in Deutschland zu holen.

Schon bei der ersten Fahrt hatten wir Gelegenheit, die innern Zustände Deutschlands kennen zu lernen. Wir fuhren bis in die Nähe Münchens, wo in Puchheim ein Gefangenenlager war. Wir sahen, wie jede Disziplin der Soldaten aufgehört hatte, und als ein Major meinem Mann erklärte: « Meine Leute gehorchen mir noch !» und einem Posten befahl, er solle die neugierigen Kinder zurückscheuchen, antwortete der: «Mach es selber!» Darauf verschwand der Major, und wir bekamen ihn nicht mehr zu Gesicht.

Bei unsern nächsten Fahrten kamen wir mitten in die Auflösung aller Ordnung in Deutschland. Wir sahen den Rücktransport der Armeen, Hunderte von Militärzügen kamen vorbei, die ohne Offiziere, ohne Fahrplan, ohne Oberleitung, vollbepackt auf Dächern und Puffern dahinfuhren und dank dem Ausharren der untern Organe doch glatt durchkamen. In all dem Wirrwarr waren aber doch die Dörfer bekränzt, Triumph-

bogen von grünen Girlanden zu Ehren der Heimkehrenden errichtet, und trotz dem revolutionären Geiste sah man die Freude der Bevölkerung bei der Rückkehr der Soldaten.

Auf der Fahrt nach Ingolstadt, Würzburg und Eichstätt sahen wir rechts und links der Bahn entlang unzähliges Kriegsmaterial lagern, verlassen und unbewacht, Tanks, Autos, Geschütze, Wagen aller Art; Trainkolonnen fuhren dahin, Vorräte mitführend, nirgends aber ein Offizier, wenigstens nicht in Uniform. Unsere Fahrt passte sich diesen Verhältnissen an, einen Fahrplan gab es nicht. Lokomotiven galt es zu erhandeln; man war froh, wenn man wieder eine Strecke hinter sich hatte. Durchgehende Bremsen und Heizung bestanden nicht, die Geschwindigkeit war entsprechend gering. Die Soldatenräte, die nun überall herrschten, waren sehr verschieden, manchmal zugänglich, oft schroff, aber durch nachlässige Haltung, Hände in den Hosentaschen, ihre Bedeutung markierend.

Das Zaubermittel Schokolade

Auch da galt es, den rechten Ton zu finden, um die Leute gefügig zu machen und sie nicht zu brüskieren. Wo gute Worte nicht halfen, waren kleine Geschenke, hauptsächlich an Nahrungsmitteln, um so mächtiger. Als ein Lokomotivführer meinem Mann auf die Aufforderung endlich abzufahren, sagte: « Na, Kamerad, du hast mer nix zu befehlen ! », antwortete er trotz der Wut unserer Soldaten ganz ruhig: « Es ist schon recht, aber Zigarren, Schokolade, Schinkenbrote habe ich ! » und als dann so ein schönes, weisses Schinkenbrot, Zigarren und Schokolade gebracht wurden, da fuhren wir alsbald ohne Widerspruch weiter. Schokolade hauptsächlich war damals in Deutschland ein Zaubermittel, um strahlende Gesichter auszulösen; auch echter Bohnenkaffee war ein wunderwirkendes Elixier, mit dem wir so manches erreicht haben, was unerreichbar schien. Interessant war, dass sowohl in Deutschland als in Österreich kleine Kinder Schokolade, die man ihnen geben wollte, refüsierten, weil sie diese nicht kannten, noch nie gesehen hatten. Wir führten einen ganzen Wagen Proviant mit uns, da diese Reisen tagelang dauerten, oft über eine Woche, und auch die Gefangenen, die wir mitnahmen, ausgehungert wie sie waren, gründlich von uns verpflegt werden mussten. Da war denn immer eine gewisse Gefahr, dass uns der Vorratswagen ausgeplündert würde, und nachts konnten wir ihn nie unbewacht stehen lassen. In den Gefangenenlagern war wenig Ordnung; die Gefangenen gingen frei aus und ein; aber kaum sah man unsern Zug, als auch schon Gefangene der verschiedensten Nationen herbeieilten und mit uns wollten, und wir hatten grosse Mühe, ihnen begreiflich zu machen, dass wir nur Kranke und Gebrechliche mitnehmen könnten. Davon waren noch genügend vorhanden, so dass wir unsern Zug füllen konnten und reichlich zu pflegen hatten. Am meisten dauerten uns die gefangenen Russen, um die sich niemand kümmerte, deren Heimschaffung am schwierigsten war, da in Russland keine Ordnung herrschte und das Interesse an den Gefangenen dort gering war.

Als wir in Augsburg am Abend ankamen, keine Gefangenenlager mehr aufsuchen konnten und gezwungen waren, mit unserm Zug im Bahnhof die Nacht stehenzubleiben, kamen Mitglieder des Soldatenrates, um uns zu warnen. « Wir möchten unsere Schwestern im Zuge behalten, sie könnten für ihre jungen Schildwachen nicht garantieren. » Auch da halfen Gaben an Rauchmaterial, Wurstbroten und Schokolade, alle bösartigen Pläne gegen unsere jungen Schwestern im Keime zu ersticken.

In der Heimat, in der Heimat . . .

Wie schon gesagt, sahen wir nirgends Offiziere; höchstens zufällig entpuppte sich ein Zivilist als ein solcher, aber dann war er in sehr gedrückter Stim-

mung und ging den Soldaten geflissentlich aus dem Wege. Ein solches Zusammenbrechen aller Autorität hätten wir in Deutschland nie für möglich gehalten.

Als wir dann mit unsern erlösten Gefangenen nach Frankreich kamen, waren die Zustände dort auch nicht glänzend. Auf Lokomotiven mussten wir stundenlang warten, und für den Empfang unserer Verwundeten und Kranken war nichts vorbereitet. So schimpften die Heimkehrenden weidlich über ihre Regierung, und von Siegesjubel und Begeisterung konnten wir in der Provinz nichts bemerken.

Bei einem Transport aus Deutschland mit Franzosen, der eine volle Woche gedauert hatte, kamen wir abends 8 Uhr in Belfort an. Unser Eintreffen mit über 300 Invaliden war gemeldet, wir alle waren müde nach der langen Fahrt, den schlaflosen Nächten, und wir freuten uns auf einen feierlichen Empfang unserer Gefangenen, hofften auf eine gute Bewirtung für sie in der Heimat, wie wir das während des Krieges immer erfahren hatten. Belfort war kein kleiner Ort, sehr militärisch, und wir glaubten die Siegesfreude würde dazu beitragen, den aus der Gefangenschaft heimkehrenden Landsleuten einen glänzenden Empfang zu bereiten. Sie alle hatten in Deutschland auf der Fahrt die bekränzten Ortschaften gesehen, die Freude der Bevölkerung bei der Heimkehr ihrer Soldaten, die Ovationen, die das verarmte Volk seinen Leuten entgegenbrachte; was erhofften sie sich erst von ihrer Heimat!

Im Bahnhof war es still bei unserer Einfahrt. Nichts rührte sich, und als wir einen unserer Soldaten zum Stationsbureau schickten, unsere Ankunft zu melden, erschien ein liebenswürdiger französischer Offizier, begrüsste uns mit überschwänglichen Worten und erklärte, er habe keinen Befehl, die Leute zu bewirten, der General sei im Theater, wir möchten die Freundlichkeit haben, unsere Heimgebrachten nochmals zu verköstigen, andern Tags würde der Zug wahrscheinlich weiterfahren. So mussten wir wohl oder übel an die Arbeit, um ein Nachtessen für die vielen Menschen herzurichten. Es war mittlerweile 9 Uhr geworden, und die Enttäuschten mussten noch eine Zeitlang auf ihr verspätetes Nachtessen warten. Ähnlich ging es uns verschiedene Male.

Da die Gefangenen der Zentralmächte erst nach der Ratifikation des Versaillervertrages 1920 direkt zurückkehren konnten, fanden bis zu diesem Zeitpunkt noch immer Transporte durch die Schweiz statt.

Darnach war die Tätigkeit des Rotkreuzchefarztes beendigt, und er zog die Uniform aus. Einstimmig wurde er dann zum Präsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes gewählt.

Wir kehrten zurück nach Basel in unser vor sechs Jahren verlassenes Heim, und wir wollten nun eigentlich den wohlverdienten Frieden geniessen; wir waren müde, und unsere Gesundheit hatte gelitten.

And now good night

Allmählich hörte auch die ins Ungeheuerliche gestiegene Kriegstätigkeit des Roten Kreuzes überall auf; aber die Folgen des Krieges stellten neue Aufgaben. Eines Tages erhielt mein Mann in seiner Eigenschaft als Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes eine Einladung zu einer Tagung der « Liga der Rotkreuzvereine ». Was war nun diese Liga ?

Bis jetzt hatte die einzelnen nationalen Rotkreuzvereine nur eine sehr lose internationale Organisation verbunden. Sie versammelten sich vor dem Krieg alle paar Jahre einmal in sogenannten internationalen Konferenzen, und als einziges verbindendes Organ bestand in Genf seit dem Abschluss der Genfer Konvention das ausschliesslich aus angesehenen Genfer Bürgern zusammengesetzte «Comité international de la Croix rouge». Diese Organisation hatte sich im Kriege bewährt, da ein aus Vertretern der kriegführenden Staaten zusammengesetztes Rotkreuzorgan niemals zu gemeinsamer Arbeit hätte gelangen können. Das nur aus neutralen Genfern bestehende

internationale Komitee hingegen vermochte unter der energischen und initiativen Leitung des spätern schweizerischen Bundespräsidenten Gustav Ador während der ganzen Dauer des Krieges eine segensreiche Tätigkeit für alle Kriegführenden zu entfalten.

Nun hatte bekanntlich gegen Ende des Krieges bei zahlreichen tonangebenden amerikanischen Persönlichkeiten der Gedanke des Völkerbundes Fuss gefasst. Wie nun Präsident Wilson mit seinem Völkerbundsprojekt bei den Regierungen der Entente auftauchte, so rückte einer der Führer des amerikanischen Roten Kreuzes, ein «Mister Davison», mit einem analogen Projekt der « Liga der nationalen Rotkreuzvereine » an. Davison, ein reicher Amerikaner, wollte diesen Gedanken absolut verwirklicht sehen, und er scheute keine Kosten, um zum Ziele zu gelangen. Ihm schwebte eine Institution vor, die dem grossen Unternehmen von Rockefeller an die Seite gestellt werden könne. Er wusste den Vertretern der verschiedenen Rotkreuzvereine und dem Präsidenten des Comité international klar zu machen, dass der lose Zusammenhang der Rotkreuzorgane sich wohl für den Krieg bewährt habe, aber dass für Friedensaufgaben ein internationaler Bund der Rotkreuzvereine nötig sei. So erfolgte nach vielen Konferenzen die Gründung der Liga, zu deren Sitz zunächst Genf gewählt wurde. Davison war der richtige Typ des Amerikaners; was er wollte, musste durchgesetzt werden; kaltblütig räumte er jede Hemmung aus dem Weg, und sein ganzes Wesen zeigte den grosszügigen, aber selbstbewussten Herrenmenschen, dem wir aber alle Hochachtung zollten. In Genf gab er gelegentlich einer Konferenz ein grosses Dinner im Theater. Mein Mann und ich zählten auch zu seinen Gästen. Eine zahlreiche internationale Gesellschaft, mit zum Teil bedeutenden Grössen, war da zusammengekommen. Das Essen war auserwählt gut, köstliche Weine wurden serviert, und eine vielsprachige angeregte Unterhaltung würzte die Mahlzeit. Zu den Gästen gehörte auch General Pau, der greise Präsident des Französischen Roten Kreuzes. Im Jahre 1913, beim Besuch des deutschen Kaisers, war er in der Schweiz als Vertreter Frankreichs mit diesem zusammen und viel an seiner Seite. Im Jahre 1870 hatte er den rechten Arm verloren. Er war der vollendete französische Gentilhomme vom alten Stil. Bei diesem Essen war es interessant, ihn reden zu hören; er sprach sachlich und klar und betonte, dass alle Staaten in der Rotkreuzliga aufgenommen werden müssten.

Als beim schwarzen Kaffee und Likör die Unterhaltung animierter wurde, stand Mr. Davison plötzlich auf, hielt eine kurze Ansprache, die mit den Worten schloss : « And now good night ! » Damit waren alle Gäste entlassen auf amerikanische davisonsche Art. Der Ausspruch ist bei uns zum geflügelten Worte geworden, und nachdem Mr. Davison schon längst nicht mehr unter den Lebenden weilt, ist die Erinnerung an ihn und sein generöses Werk immer mit diesen Verabschiedungsworten verbunden.

Das kleinstädtische Genf

Unter der Leitung eines Directeur général nahm die Liga ihre Tätigkeit in Genf auf. Zunächst gehörten ihr nur die Rotkreuzvereine der Entente und der neutralen Länder an, deren einzelne Vertreter den Titel Gouverneur führten und die sich in gewissen Zeiträumen zu Beratungen zusammenfanden. Ein grosser Stab von Angestellten aus den verschiedenen Staaten war zum Betrieb des Bureaus nötig.

Bald zeigte es sich, dass die meisten davon mit dem Sitz in Genf nicht zufrieden waren. Der Generaldirektor, die Ärzte, die Sekretäre und das übrige Personal, sie alle kamen meistens aus Grossstädten; ihnen und besonders ihren Frauen passte das einfache, etwas eintönige Leben in Genf nicht. Vergnügungen, Rezeptionen und andere Zerstreuungen waren am Tage selten; auch die schöne Natur, der prächtige See, der

Blick auf den Mont Blanc konnte keine Entschädigung für die Großstadt bieten. So wurde im Rate der Leitung bald der Entschluss gefasst, nach Paris überzusiedeln. Selbst der Völkerbund, der seinen Sitz in Genf beibehielt, konnte auf den Beschluss der Liga, Genf zu verlassen, keinen Einfluss ausüben. Im Jahre 1921 verliess die Rotkreuzliga die Schweiz und schlug ihre Zelte in Paris auf, wo sie noch heute in einem geräumigen Haus in schönster Lage ihres Amtes waltet.

Nun führte uns unser Weg von da an oft nach Paris zu Sitzungen und Konferenzen, meinen Mann als Gouverneur, der er bis zu seinem Tode blieb, mich als Delegierte, um das Schweizer Rote Kreuz in einer der Kommissionen zu vertreten.

Es wurden bei derartigen Gelegenheiten Beschlüsse für die Friedenstätigkeit der Liga gefasst, wobei auch die Ansichten der Frauen zur Geltung kamen und geschätzt wurden.

Mittlerweile waren auch die Rotkreuzvereine der Zentralmächte zugelassen worden, und Deutschland sandte seinen Bevollmächtigten. Es fand eine Konferenz in Brüssel statt, und es gab bei dieser Gelegenheit wie üblich Empfänge und Einladungen aller Art. So auch ein grosses Dîner bei einem Senator, dessen prächtiges Haus, die schöne vornehme Einrichtung, das reiche Silber und das herrliche Service genügend bewundert wurden.

Als nun der deutsche Vertreter im Laufe der Unterhaltung in seinem tadellosen Französisch über die Sozialdemokraten schmähte, erklärte ganz gemütlich der Herr des Hauses, er sei führendes Mitglied der sozialdemokratischen Partei. Eine Minute peinliches Schweigen in der Runde; aber bald wurde trotz alledem den lukullischen Genüssen wieder zugesprochen, und die Unterhaltung drehte sich um andere Dinge als Politik.

Ein andermal reisten wir zu einer Konferenz in den Haag, wobei mein Mann und ich eine Einladung der Königin von Holland erhielten. Die Königin der Niederlande ist eine sehr freundliche Fürstin, einfach in ihrem Auftreten, sprachgewandt und unterhaltend, aber reservierter als ihr Gatte. Der Prinzgemahl Heinrich, ein früherer Prinz von Mecklenburg, ist ein ungemein leutseliger, liebenswürdiger und fröhlicher Herr. Ich erinnere mich noch genau der Unterredung mit ihm. Er sagte mir, wie sehr er Basel, unsere Heimatstadt, liebe, den Kunstsinn in Musik und Malerei dort schätze, und plötzlich frug er mich, wie auch der Coiffeur hiesse, zu dem er immer gehe, er wohne da und da, der Name sei ihm entfallen. Ich musste heimlich lachen und konnte ihm leider nicht dienen, denn der Coiffeur war mir unbekannt. Prinz Heinrich ist ein begeisterter Freund unseres Landes; er reist oft in unsere Schweizer Berge als einfacher Bürger, und er ist als guter Bergsteiger bekannt und beliebt.

Der Ordenssegen

Ich erzähle diese Begegnungen mit prominenten Persönlichkeiten deshalb, weil sie für unsere Tätigkeit ausserordentlich wichtig waren. Wir machten diese Besuche durchaus nicht, um uns zu unterhalten, sondern im Interesse der Arbeit. Die Notwendigkeit dieses gesellschaftlichen Lebens wurde nicht überall richtig verstanden.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auch erklären, wieso ich zu soviel Orden kam. Die Erklärung ist ganz einfach. Mein Mann als Schweizer Offizier durfte keine Dekorationen und keine Orden annehmen, obwohl ihm solche öfters von Ländern, die diese Schweizer Gesetze nicht kannten, angeboten wurden; also verlieh man sie seiner Frau. So kam es, dass fast alle Länder, für die wir tätig waren, mich mit Ordensverleihungen beehrten. Kam ich von einer Reise zurück, da stand oft ein Lederetui auf dem Tisch und beim Öffnen leuchtete mir ein glänzendes Kreuz oder eine Medaille entgegen, und ich erfuhr, dass ein Mitglied einer Gesandtschaft es mir während mei-

ner Abwesenheit überbracht hatte. Es fehlte mir vielleicht der rechte Sinn für diese Art der Anerkennung meiner in meinen Augen geringen Leistungen. Aber eines freute mich dabei, dass es mir vergönnt war, Orden von den sich feindlich gegenüberstehenden Ländern zu empfangen, was ja in diesem Krieg etwas ganz Besonderes war; denn es mussten doch sogar hochstehende Persönlichkeiten die ihnen von feindlichen Staaten verliehenen Dekorationen zurücksenden. Es wird Stimmen in der Schweiz geben, die es doch für unangebracht halten, dass eine Schweizerin Dekorationen annimmt, und es für richtiger gehalten hätten, von meiner Seite wären derartige Ehrungen zurückgewiesen worden. Man darf jedoch nicht vergessen, dass die kriegführenden Länder mit der Verleihung dieser Dekorationen die Liebestätigkeit der Schweiz ehren und anerkennen wollten und eine Zurückweisung dieser Zeichen der Dankbarkeit verletzend hätte wirken müssen. Ausserdem haben mir die Dekorationen wiederholt geholfen, unglückliche Menschen vor Schmähungen und Enttäuschungen zu bewahren.

Wenn wir nach dem Waffenstillstand mit einem Transport Österreichern und Ungarn in Buchs, der letzten Station der Schweiz, zu längerm Halt eintrafen, kam uns zu gleicher Zeit auf dem andern Geleise der Orientexpresszug entgegen und hielt eine Viertelstunde in der Station. Die Züge standen sich direkt gegenüber, und neugierig schauten die Insassen von beiden Seiten aus den Fenstern.

In dem Orientzug war ein Gemisch von verschiedenen Uniformen; auch viele Dämchen begleiteten Offiziere nach den östlichen Ländern, Abenteuerinnen, die ihren Patriotismus durch Unart markierten. Aber auch Militärs entblödeten sich nicht, nach den gegenüberliegenden Fenstern Grimassen zu schneiden oder schnöde, abfällige Bemerkungen zu machen. Die Begleiterinnen machten den heimkehrenden, verwundeten Österreichern sogar lange Nasen und streckten ihnen die Zungen heraus. Unsere Gefangenen blieben in trüber, sehr deprimierter Stimmung zurück; in ihre Heimkehrfreude war ein Wermutstropfen gefallen. Ich konnte die Leute fast nicht beruhigen. Sollten sich diese Szenen nun jede Woche wiederholen? Was war da zu tun? So kam ich auf einen Gedanken, um dieser unliebsamen Sache ein schnelles Ende zu bereiten. Bei unserer nächsten Ankunft in Buchs zog ich das Arbeitskleid aus, die blaue Tracht an und heftete sämtliche in meinem Besitz befindlichen Dekorationen auf meine Brust. Bekanntlich muss ein Militär die Orden seines Landes grüssen, vor allem vor der Ehrenlegion salutiert jeder französische Soldat. Nun stieg ich aus und ging zwischen den beiden Zügen auf und ab. An jedem Fenster, an dem ich vorbeiging, grüsste mich ein Militär; die Dämchen waren sehr neugierig, sie vermuteten eine fremde Fürstin. Schmunzelnd nahm ich die Grüsse ab. Die Österreicher an den Fenstern aber glaubten, die Grüsse gälten ihnen; damit war die Situation gerettet, und ich freute mich des Erfolges meiner Orden.

Ich trug meine sämtlichen Dekorationen im Ausland und in den Zügen, um damit meine Neutralität zu beweisen, und ich habe oft auf meine Brust geklopft und gesagt: « Hier trage ich als Symbol die Zukunft, die vereinigten Staaten von Europa! » Möchte es zur Wahrheit werden! Jetzt ruhen alle Orden als schöne Andenken wohlverwahrt in einem Glaskasten und erinnern mich an die schwerste und schönste Zeit meines Lebens.

Der Offizier, der überall auffällt

Dass mein Mann keine Orden trug, führte übrigens zu manchen teils amüsanten, teils weniger angenehmen Zwischenfällen. So war er einmal in offizieller Mission in Rom, und einer der Minister, der eine persönliche Unterredung mit ihm wünschte, empfing ihn in Audienz. Mein Mann erschien in seiner schlichten Uniform, und als er sich dem

Minister näherte, sagte dieser zu seinem Sekretär : « Erklären Sie dem Herrn, ich sei gewohnt, dass Offiziere mit ihren sämtlichen Dekorationen angetan bei mir in Audienz erscheinen ! »

Darauf mein Mann zum Sekretär : « Sagen Sie der Exzellenz, dass ein Schweizer Offizier keine Dekorationen besitzen darf. »

Kleinlaut und konsterniert, über dieses Schweizer Gesetz nicht orientiert zu sein, suchte der Minister durch ausgesuchte Liebenswürdigkeit die Taktlosigkeit gutzumachen.

Auch in England bei einer internationalen Konferenz der Roten Kreuze zeigte es sich, wie der Schweizer Offizier durch das Verbot des Ordentragens Aufsehen erregt. Das englische Königspaar gab den ausländischen Gästen einen Empfang im Buckinghampalast. Für die Offiziere war das Tragen der Uniform Vorschrift. Sowohl Militärs wie Zivilpersonen erschienen reich dekoriert mit Orden aus aller Welt. Es fand das grosse Défilé vor dem Königsthron statt. Mein Mann war fast der einzige Offizier, der mit ungeschmückter Brust in seiner blauen Uniform vor den Augen der Fürstlichkeiten vorbeimarschierte und deshalb sichtbar auffiel. Als man sich dann im grossen Saale versammelte, frug der König den Chamberlain: «Who is this officer, who has no decorations, please call him ! » Dann unterhielt sich der König länger mit meinem Manne, liess sich von ihm Schweizer Verhältnisse erklären und gab seiner Anerkennung Ausdruck, dass der Schweizer Offizier keine Dekoration annehmen dürfe.

Nach dem Krieg erhielt mein Mann ein Handschreiben vom englischen König, in dem er ihm seinen Dank für die geleisteten Dienste aussprach und bemerkte, er könne nur auf diese Weise seine Dankbarkeit bezeugen, da ihm bekannt sei, dass ein Schweizer Offizier keine Auszeichnung annehmen dürfe. Dieser Brief gehört zu unsern schönsten Kriegsandenken.

Diese Ordenslosigkeit in Verbindung mit dem demokratischen Wesen meines Mannes, hatte auch folgendes Erlebnis zur Folge, das uns gelegentlich eines offiziellen Aufenthaltes in Paris passierte.

Komödie der Irrtümer

Wir waren bei einer hochstehenden Pariser Persönlichkeit zum Dîner eingeladen. Unter den Gästen befand sich auch General Dubail, der Administrator im Palais der Ehrenlegion, mit seiner hübschen Tochter. Im Laufe des Abends forderte uns der General auf, das Palais sowie das anschliessende Museum zu besichtigen; es würde ihn freuen, wenn wir mit den Gastgebern andern Tages um elf Uhr zu ihm kommen wollten. Gerne nahmen wir die freundliche Einladung an.

Im einfachen Stil, aber stolz erhebt sich nahe der Seine das Palais der Ehrenlegion, in dem der Geist des grossen Korsen noch heute fühlbar ist. Von dem altehrwürdigen Turme schlägt es dreimal, ein Viertel vor elf Uhr. An einer Nebentür des historischen Gebäudes, in einer stillen Strasse, fern vom Getriebe der Weltstadt, fahren wir mit einem Taxi an und steigen die paar Stufen zum Eingang empor. Wir läuten, ein Diener öffnet uns. Sein Blick streift meinen Mann, der in Zivil ist, ohne rotes Bändchen im Knopfloch, ohne jede Dekoration. Mich sieht er in seiner Geringschätzung schon gar nicht mehr an. Er fragt nach unserm Begehr.

« Ich begehre gar nichts », sagt mein Mann, « ich will zum General, hier unsere Karte ! »

« Ich weiss nicht, ob Sie der General empfängt, er erwartet hohe Gäste und ist für niemanden zu sprechen », erwiderte der Diener.

« Bringen Sie nur meine Karte, das andere wird sich finden ! »

Er führt uns mürrisch in ein Wartzimmer, in dem schon andere Leute warten, und verschwindet. Wir denken, das sei ein merkwürdiger Empfang für Leute, die der General in freundlichster Weise eingeladen hatte, um ihnen Haus und

Museum zu zeigen. Indem wir noch darüber nachdenken, ob wir wieder gehen wollen oder warten, schlägt es elf Uhr, die verabredete Zeit. Da erscheint der dienstbare Geist und bittet uns, ihm zu folgen. Wir denken natürlich, die Sache sei nun in Ordnung, und er führe uns zum Herrn des Hauses. Er bringt uns jedoch in das Bureau eines Kommandanten, dem Stellvertreter des Generals. Wir sehen unsere Visitenkarte auf dem Pulte liegen, und wir denken, also da ist sie gelandet, anstatt an der richtigen Adresse, und es ärgert uns. Der Kommandant fragt ausgesucht höflich nach dem Anliegen meines Mannes; aber wir merken doch, dass auch er den Obersten nicht hoch einschätzt, der da ohne Dekoration vor ihm steht.

« Aber ich bitte Sie », sagt mein Mann, « ich habe doch gar kein Anliegen, ich möchte den General sehen, der uns kennt und der uns sagte, wir könnten das Palais und das Museum besichtigen ! »

« Ich bedaure ungemein », anwortete der andere, « der General ist durch sehr hohe Persönlichkeiten in Anspruch genommen, und er kann Sie daher nicht empfangen, Sie müssen das begreifen; aber ich bin gern bereit, Ihnen das Museum zu zeigen. »

Mit dem Glockenschlag elf Uhr hatten sich die Tore des grossen Portals geöffnet. Zu beiden Seiten stehen die Ehrenwachen mit aufgepflanztem Gewehr, die Fahnen wehen, die Sonne strahlt golden, als wolle auch sie den hohen Gästen eine Ehre antun. Der General in grosser Uniform, reich dekoriert, tritt aus der Halle, an seiner Seite seine liebliche Tochter, um die erlauchten Gäste zu empfangen. Der Minister, ein grosser lebhafter Herr mit Spitzbärtchen und seidenglattem Zylinder, das rote Band im Knopfloch, und seine üppige, dunkeläugige Gemahlin erscheinen und werden zeremoniell begrüsst. Aber wo bleiben die hohen Gäste, denen zu Ehren ein Minister sein wichtiges Amt im Stiche liess, wegen denen der General sonst niemanden empfangen konnte ? Kommt ein fremder Prinz, ein exotischer Fürst, ein Gesandter, wer mag der Auserwählte sein ? Man wartet, die Herrschaften unterhalten sich, man wartet, nervös blickt die Ministerfrau in den Taschenspiegel, schnell den Lippenstift, ein bisschen Puder, so jetzt – und sie wartet.

Im Nebengebäude schickt sich der Kommandant an, den Schweizer Oberst mit seiner Frau nach dem Museum zu geleiten. Er muss eine « wichtige » Arbeit liegen lassen wegen diesen Schweizern, aber als höflicher Franzose zeigt er seinen Unwillen nicht. Es geht durch Gänge und Gängchen; durch die Fenster sehen wir die festliche Aufmachung am Portal, den geschmückten Hof, die Ehrenwache, und wir sagen uns, da muss allerdings etwas ganz Besonderes los sein, und wir sind zu einer ungünstigen Zeit bestellt worden, die hohen Gäste müssen ganz plötzlich angemeldet worden sein. Wir denken aber, der Kommandant wird uns das interessante Museum zeigen; es ist zwar schade, dass wir den General mit seiner netten Tochter nun nicht sehen werden, aber wir müssen uns in die unvorhergesehene Situation finden. So erreichen wir das Museum, vor dem der Concierge, ein alter Unteroffizier, steht, geschmückt mit allen Kriegsdekorationen. Er grüsst den Kommandanten mit militärischer Ehrerbietung, und dieser befiehlt : « Nun, guter Mann, öffnen Sie mal, ich möchte den Herrschaften hier das Museum zeigen ! »

« Mein Kommandant, ich bedaure, das Museum ist heute für jedermann geschlossen, da der General hohe Gäste erwartet, mit denen er persönlich das Museum besichtigen will. » Auch der Konservator ist drüben im Palais, um den Ehrengästen vorgestellt zu werden.

« Sie sehen, mein Oberst », wendete sich der Kommandant an meinen Mann, « dass es mir zu meinem grossen Leidwesen nicht möglich ist, Ihrem Wunsche zu willfahren, wollen Sie bitte mit mir ins Bureau zurückkehren ! »

Die Sache kommt uns allmählich komisch vor; so etwas war uns auf unsern vielen Auslandreisen noch nie passiert; aber wir machten gute Miene zum bösen Spiel und kehrten geduldig auf dem gleichen Wege zurück wie wir gekommen waren; denn durch den festlichen Hof durften wir beileibe unsern Rückweg nicht nehmen, der war nicht für gewöhnliche Sterbliche bestimmt, zu denen wir gehörten. Als wir im Nebengebäude wieder angekommen waren, ersuchte uns unser Führer, nochmals in ein zweites Wartezimmer einzutreten. Wir sahen zwar den Grund nicht recht ein und hätten unsere Schritte jetzt lieber unserm Hotel zugelenkt. Aber mit einem gewissen Galgenhumor folgten wir der Aufforderung, um wieder zu warten, auf was ? Im Nebenzimmer klingelt das Telephon, es ist elf Uhr zwanzig, man hört eine aufgeregte Stimme reden, mir ist es, als ob ich unsern Namen nennen hörte, es muss eine Gehörtäuschung sein.

In den Räumen des Palais herrscht unterdessen einige Aufregung.

Die Herrschaften haben sich im grossen Saale versammelt, sie sitzen feierlich auf historischen Sesseln und warten jetzt da auf die hohen Gäste. Der General ist ungehalten, er begreift als alter Militär eine Unpünktlichkeit nicht, er sendet seinen Adjutanten auf die Suche. Der telephoniert nach allen Richtungen und bekommt den Bescheid, die Erwarteten seien vor elf Uhr im Taxi nach dem Palais der Ehrenlegion gefahren.

Nach einigen Minuten erhebt sich der General, des Wartens müde, verlässt den Empfangssaal, um selber Erkundigungen einzuziehen und nach dem Rechten zu sehen. Festen Schrittes eilt er durch den Gang. Er durchquert sein Arbeitszimmer, um in dem Nebenraum in das Bureau des Kommandanten zu treten; er drückt die Tür auf. Da es halb zwölf Uhr schlägt und wir immer noch wie die Opferlämmer im Wartezimmer sitzen, verliert mein Mann die reichlich bewiesene Geduld; er verlässt mit mir den Raum, klopft am Bureau des Kommandanten an, um sich zu verabschieden. « Entrez ! » Mein Mann öffnet die Tür, wir treten ein; in diesem Augenblick geht die gegenüberliegende Tür auch auf; wir stehen dem General gegenüber, freudige Erlösung, die hohen Gäste waren auf Umwegen gefunden !

Der Blick des Generals nach herzlicher Begrüssung und Aufklärung, der den Kommandanten traf, bleibt unbeschrieben. So kamen wir auf etwas aussergewöhnliche Art zur Besichtigung des sehr interessanten Palais und des Museums, die unendlich viele Erinnerungen an Napoleon Bonaparte bergen und wohl wert sind, gesehen zu werden.

Die feindlichen Brüder

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Comité international und der Liga der Rotkreuzvereine nahmen ihren Fortgang; das Comité international wollte sich seine berechtigte Macht nicht schmälern lassen, die Liga dagegen wollte Rechte des Comité international für sich beanspruchen. Die Konferenzen mehrten sich; bei den Besprechungen wurden sich gegenseitig Komplimente gemacht, Liebenswürdigkeiten ausgetauscht, die zu keinem Ziele führten. Mein Mann stand auf Seiten des Comité international; er mit seinem geraden Charakter war nicht imstande, mit schmeichelhaften Phrasen seine gegenteilige Meinungsäusserung zu versüssen; er vertrat seine Ansicht offen und klar. Das war man in diplomatischen Kreisen, die hier stark vertreten waren, nicht gewohnt, und so wurde der Satz : « la belle franchise du Colonel Bohny » zum geflügelten Worte gestempelt.

Im September 1926 fand dann nochmals eine internationale Konferenz aller Rotkreuzvereine von Seiten des Comité international in Bern statt, die von meinem Manne präsidiert wurde. Es war keine leichte Aufgabe; doch kam man nach vielen Diskussionen zu einem gewissen Resultat, indem beiden Institutionen ihre bestimmten Aufgaben über-

lassen wurden, ohne dass die eine der andern ihre Wege kreuzte. Das Comité international behielt mit der Begründung seiner Neutralität und seines neutralen Sitzes die Kriegsaufgaben, die Rotkreuzliga mit dem Sitz in Paris die Friedensarbeit. Doch bis zur Verwirklichung dieses Entschlusses gab es noch manchen Kampf.

Prinz Carl von Schweden, der Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes, zeigte von Beginn der Gründung der Rotkreuzliga an ein reges Interesse. Man wählte ihn zum Präsidenten von Konferenzen, und er hat in anerkennenswerter Weise dem Comité international beigestanden und zum Vergleich der beiden Institutionen viel beigetragen.

Ich möchte diese Erinnerungen nicht schliessen, ohne als eindruckvollste Wahrnehmung während des grossen Krieges die Tatsache hervorzuheben, dass alle sogenannten pazifistischen und sonstigen internationalen Organisationen in dieser Katastrophe ganz kläglich versagt haben. Nur eine hat ihr mildes Licht über alle und alles ausgestrahlt : « Das rote Kreuz im weissen Feld. »

* * *

Im Jahre 1928 erlag mein Mann einem Leiden, das wohl die Folge seiner überanstrengenden Kriegstätigkeit war. Er starb in den Sielen, denn noch bis kurz vor seinem Tod erfüllte er seine vielseitigen Pflichten, bei denen die für das Rote Kreuz an erster Stelle standen. Die vielen Beweise von Teilnahmen und Trauer zeigten, wie geehrt und geliebt er im Leben war.

Für mich war der Tod meines Mannes ein Schlag, der mein Leben zerbrach. Er war mein Mann, mein Kamerad, mein Freund, mein Helfer, mein Berater. Aber ich habe die Erbschaft seiner Hingebung für das Rote Kreuz angetreten und werde, bis der Ruf an mich ergeht, meine Kraft und meine Arbeit dieser Institution weihen. Der Geist meines Mannes lebt da weiter, und im Niederschreiben meiner Erinnerungen habe ich noch einmal all die Kriegsjahre, alles Schöne und Schwere mit ihm erlebt.